

Marianne J. Voelk

Daniel, mein jüdischer Bruder

Eine Freundschaft im Schatten
des Hakenkreuzes

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Diese Geschichte beruht auf wahren Begebenheiten.
Verschiedene Schauplätze und Namen einzelner Personen
mussten jedoch geändert werden, um die Privatsphäre
zu schützen.



© 2016 Brunnen Verlag Gießen
www.brunnen-verlag.de
Umschlagfoto: FPG/Getty Images
Umschlaggestaltung: Wolfgang Staisch, ZERO Werbeagentur
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-7655-0947-6

14. Zuflucht im Baumhaus

Ich trauerte nicht nur um Rebekka, die ich sehr geliebt hatte. Zu meinem großen Kummer hatte auch Annelie die schwere Krankheit nicht überlebt. Sie fehlte mir sehr, da sie doch meine erste und einzige enge Freundin war. Kein anderes Mädchen aus der Klasse konnte sie mir ersetzen. So beschäftigte ich mich an den Samstagen alleine, wenn Familie Rosenholz Sabbat feierte, oder ich spielte mit meiner kleinen Schwester. Helga liebte es, wenn ich ihr half, ihre Puppen umzukleiden und zu frisieren, oder wenn wir zusammen an den Geräten im Treppenhaus turnten.

Als im Frühjahr die ersten wärmenden Sonnenstrahlen schienen, entdeckte ich einen neuen Sport, der uns zu einem späteren Zeitpunkt aus einer heiklen Notlage helfen sollte: Das Klettern auf Bäume. Die unteren Äste des Zwetschgenbaumes in unserem Garten wuchsen in solch niedriger Höhe aus dem Stamm, dass sie geradewegs zum Erklimmen einluden. Und als ich erst einmal lange genug auf diesen Ästen saß und meine Umgebung eingehend gemustert hatte, kam wie von selbst die Illusion, es müsse doch schön sein, von hoch oben im Baum den Betrieb auf dem Dutzendteich beobachten zu können. Ich sah mich nach den nächsthöheren Ästen um. Ihre Abstände und Höhenunterschiede erforderten wenig Geschick, um höher zu klettern. Helga saß im Sandkasten unter dem Baum und beobachtete mich: „Nein, Rosi, nicht höher klettern! Ich habe Angst, du fällst runter!“

„Du musst keine Angst haben! Es geht ganz leicht!“

Unser Zwetschenbaum war für eine Anfängerin wie mich der ideale Kletterbaum. Als ich endlich hoch oben in der Krone saß, kam mir der Rundblick auf den Dutzendteich, wo der Ruderverein gerade für die nächste Regatta trainierte, als das Grandioseste vor, was ich seit Langem erlebt hatte. Ich empfand ein unglaubliches Gefühl des Triumphes wegen meiner vollbrachten Leistung.

Nachdem ich die Aussicht lange genug genossen hatte, wollte ich den Abstieg in Angriff nehmen. Doch als ich nach unten in die Tiefe blickte, fühlte ich ein eigenartiges Rumoren im Bauch. Mir war schwindelig. Am liebsten hätte ich um Hilfe gerufen, aber davon hielt mich mein Stolz ab. Schließlich war ich nun acht Jahre alt und sollte mir alleine zu helfen wissen.

Mir fielen die Worte meines Vaters ein, wenn er mich aufmuntern wollte: „Rosalie, du weißt doch, dass du ein Glückskind bist! Alles, was du wirklich willst, kannst du auch! Versuch es einfach!“

Also gut, ich wollte es versuchen, auch wenn die Knie zitterten. Ich griff nach dem nächsten Ast und drehte mich zum Baumstamm um. Von da an ging es leichter. Ich blickte immer nur am Stamm entlang nach unten zum nächsten Halt für die Füße, während ich mich an den Ästen festhielt. Es dauerte nicht lange und ich saß wieder auf dem untersten Ast, meinem Ausgangspodest.

Helga winkte mir zu: „Das hast du gut gemacht, Rosi! Aber ich bin froh, dass du wieder unten bist.“

Ich war richtig stolz auf meine Leistung und beschloss, diesen Baum vorerst durch tägliches Training zu erobern und zu beherrschen, bevor ich Daniel einweihte und zum Klettern

anstiftete. Meine Schwindelgefühle verschwanden mit meiner zunehmenden Sicherheit, und zu meiner großen Verwunderung hatte Daniel überhaupt nicht damit zu kämpfen.

Nachdem jeder von uns alle Bäume in unseren Gärten erklimmen und erkundet hatte, hielten wir, sehr zum Unmut unserer Mütter, Ausschau nach Objekten außerhalb unserer Grundstücke, damit wir gemeinsam klettern konnten.

Unsere Väter hingegen bewunderten unsere sportlichen Leistungen. Noch in Vaters Frühjahrsurlaub gelang es uns beiden, Vater und mir, meine übervorsichtige Mutter endgültig davon zu überzeugen, dass sie keine Angst um mich haben müsse. Wir führten sie zu einem unserer schwierigen Bäume, wo er anhand meiner Klettertaktik erklärte, wie ich vorsichtig und überlegt Schritt für Schritt abwog und erst bei sicherem Halt auftrat, wobei ich mich mit beiden Händen an starken Ästen festhielt.

Daniels und mein Ziel war es, einen geeigneten Baum zu finden, in dem wir uns ein Lager, ein Versteck, in der Krone bauen konnten, so wie wir es einmal in einem Abenteuerbuch gelesen hatten. Die Uferseite der Promenade schmückten zwar Büsche und schöne Bäume mit ausladenden Kronen, doch sie befanden sich zu nahe bei unseren Häusern.

Wir ließen uns nie auf der Straße oder auf der Uferpromenade zusammen sehen. Das schärfte uns unsere Eltern ein und auch wir selbst waren klug genug, unsere Freundschaft nicht zu gefährden, indem wir sie öffentlich präsentierten. Erst in einem Lager, versteckt im dichten Blätterwerk der Bäume, würden wir vor neugierigen Augen der Passanten sicher sein. Die Uferpromenade mündete in ein dicht mit Büschen und Bäumen bewachsenes Terrain, das wir als „unser Wäldchen“

bezeichneten. Hier fanden wir nach langem Suchen den für unser Vorhaben optimalen Baum: eine wunderschöne Eiche. Sie hatte nicht nur den Vorteil, abseits der Spazierwege zu stehen, sie entsprach auch dem Niveau unserer fortgeschrittenen Kletterkünste.

Wir begannen sofort mit dem Bau unseres Lagers, da der Baum bereits im Besitz seiner vollen Blätterpracht stand. In einer Höhe von etwa sieben Metern bot eine Gabelung mehrerer Äste die Möglichkeit, durch Verbindung und Abdeckung mit Brettern eine bequeme Sitzfläche zu bilden, auf der selbst zwei Erwachsene Platz gefunden hätten. Vaters Frühjahrsurlaub reichte gerade noch aus, uns dabei zu helfen, die Bretter mit Seilen hochzuziehen und mit starken Schnüren an den Astgabeln zu befestigen. Der Bau war ein aufregendes Unterfangen, denn kein Fremder durfte unser Vorhaben entdecken. Daher begannen wir mit der Arbeit gleich in der Morgendämmerung, wenn noch keine Leute unterwegs waren. Außerdem mussten Daniel und ich abwechselnd „Schmiere stehen“, um notfalls rechtzeitig zu warnen.

Unser Hochsitz verfügte sogar über einen komfortablen Regenschutz, den Mutter für das Lager zugeschnitten hatte. Es gelang ihr, aus einer alten Bootsplane ein ovales Stück zusammenzunähen, das groß genug war, um über unserem Sitz ein Zelt Dach zu bilden. Auf die Mitte der Dachplane nähte sie eine lange Reihe von Schlaufen, in denen sie einen Stock fixierte. Er bildete sozusagen unseren Dachfirst. Vater befestigte ihn an den beiden Enden etwa eineinhalb Meter über der Sitzfläche an einem passenden Ast. So konnten wir den Regenschutz wahlweise hochgerollt anbinden oder als Zelt Dach über unserem Podest herunterlassen.

Wir waren alle begeistert von unserm Werk. „Hier können

wir beide im Herbst das Laubhüttenfest feiern“, freute sich Daniel.

Nur unsere Eltern und Tante Evi wussten von unserem kleinen, gemütlichen Lager in der edlen Eiche, das wir nun hochtrabend „Baumhaus“ nannten. Kein Fremder konnte es entdecken, da es auch von unten durch reich belaubte Äste und Zweige nicht zu sehen war. Daniel und ich trafen uns dort meist sehr früh am Morgen vor der Schule oder am späten Nachmittag, um uns Neuigkeiten zu erzählen. Diese Treffen im Baumhaus waren während des Sommers eine spannende Alternative zu meinen üblichen Besuchen bei Daniel und sie hatten den Reiz des Neuen mit einem Hauch von Abenteuer.

Unser Baumhaus war entstanden, um Kinderträume zu verwirklichen. Niemand konnte vorhersehen, dass dieser Hochsitz in einer verhängnisvollen Sommernacht als lebensrettender Zufluchtsort dienen würde.

15. Schmerzlicher Abschied

Der Abschied von unseren Freunden rückte immer näher. Endlich war für die Abreise der Familie Rosenholz alles geregelt. Die Ausreisebewilligungen für jedes einzelne Familienmitglied, die Einreisegenehmigungen in die USA sowie die amtlich bestätigte Bürgschaft der Verwandten lagen vor.

Die Bahnfahrkarten nach Berlin und die Reservierungen für den Sammeltransport von Berlin nach Lissabon als auch das Vorzeigegeld für Amerika steckten gut verwahrt in Davids beiden Geheimfächern seines Sakkos und die gepackten Koffer standen bereit. Das würde in Amerika vorläufig ihre gesamte Habe sein, denn die Einrichtung des Hauses Rosenholz hatte David dem Reich überschreiben müssen.

„Mein Gott, David, ich bin so froh, dass ihr endlich ausreisen könnt!“, sagte Mutter bei einem der heimlichen Treffen der Familien in Tante Evas Wohnung. „Es wird doch täglich gefährlicher für euch hier in Nürnberg.“

Sowohl Familie Rosenholz als auch unsere Familie bedrückte der bevorstehende Abschied sehr, da wir uns durch die vielen Jahre freundschaftlicher Beziehung sehr eng verbunden fühlten.

Um Familie Rosenholz eine Freude zu bereiten, planten Mutter, Oma Franzi und Tante Eva für den Nachmittag vor der Abreise zu ihren Ehren eine Gesellschaft im Freundeskreis.

Trotz des heißen Augustwetters mussten wir uns, statt in unserem Garten den kühlen Schatten der Bäume genießen

zu können, in Tante Evas Stadtwohnung treffen, denn eine größere Gesellschaft hätte mit Sicherheit das Interesse der Nachbarschaft auf sich gezogen. Zum Glück war das Tragen des Davidsterns mit dem großen „J“ wie Jude auf gelbem Hintergrund, wie es bereits in Polen angeordnet war, in Deutschland noch nicht eingeführt. Das hätte uns die regelmäßigen Zusammenkünfte mit unseren Freunden zusätzlich erschwert. Die Mitbewohner des Hauses waren an viele Besucher bei Tante Eva gewöhnt, daher konnten wir uns ohne Gefahr zu einer letzten Gesellschaft mit unseren gemeinsamen Freunden bei ihr treffen.

Auch Tante Evas Schwester Maja kündigte ihren Besuch mit den Kindern Helma und Heinz an. Wir waren also eine Runde von zwölf Personen: Tante Eva als Gastgeberin, die Ehrengäste Tante Mirjam, Onkel David und Daniel, Maja mit ihren zwei Kindern sowie Oma Franzi, Mutter, Lisa, Helga und ich. Wie immer bezog Tante Eva die Kinder in die Gestaltung ihrer Einladung mit ein. Gleich nach dem Nachmittags-tee vergnügten wir uns mit solchen Spielen, die sowohl Kindern als auch Erwachsenen Freude bereiteten. Daher hatte ich mich schon oft gewundert, dass Tante Evi nicht verheiratet war und auch keine Kinder hatte.

„Tante Evi?“, fragte ich eines Tages neugierig, „warum hast du eigentlich keinen Mann und keine Kinder?“

„Ich hatte einmal einen Mann“, antwortete sie. „Wir waren verlobt und liebten uns sehr, und wir wünschten uns viele Kinder. Er war Brückenbau-Ingenieur und arbeitete an einem Projekt in Afrika. Kurz bevor er zu unserer Hochzeit zurückkehren wollte, hatte er einen Unfall. Er stürzte von der Brücke und war sofort tot.“

Tante Evi blickte melancholisch auf den gedeckten Tisch.

„Bisher ist mir noch kein Mann begegnet, der es mit ihm aufnehmen könnte. Also bleibe ich lieber alleine.“

Ich umarmte sie und rief: „Nein, nein, Tante Evi, irgendwann triffst du bestimmt den Richtigen. Das ist Schicksal, weißt du?“, belehrte ich sie altklug.

Tante Evi lächelte mich an. „Wir werden sehen! Ich habe es nicht eilig. Ich habe ja euch. Ihr seid meine Familie!“

Familie Rosenholz hatte gebeten, von eventuellen Abschiedsgeschenken abzusehen. Sie wünschte sich nur einen ähnlich geselligen Nachmittag, wie sie ihn schon öfters anlässlich unserer Geburtstage erlebt hatte. Daher hatte jeder von uns den Ehrengästen zuliebe einen kleinen Programmpunkt vorbereitet. Es wurden Gedichte aufgesagt, selbst geschriebene Kurzgeschichten vorgelesen und Lieder mit Mutters oder meiner Klavierbegleitung vorgesungen. Oma Franzl erzählte eine lustige Begebenheit aus ihrer Kindheit und als das Bravourstück unserer Vortragsreihe galt das vierhändige Klavierstück „Petersburger Schlittenfahrt“, das Mutter und ich eingeübt hatten.

Jedoch überbot die Darbietung der Familie Rosenholz alles bisher Gehörte. Unsere Freunde überraschten uns zum Abschluss der Vorstellungen mit etwas ganz Besonderem. David setzte sich ans Klavier und begleitete Mirjam und Daniel zu einem zweistimmigen hebräischen Lied. Mirjams warme Altstimme harmonierte wunderschön mit Daniels hellem Sopran. Die melancholischen Melodien berührten unsere Herzen zutiefst und machten uns noch eindringlicher bewusst, wie sehr die Familie Rosenholz uns in Zukunft fehlen würde.

Als die letzten Töne verklangen, hatten wir alle Tränen in den Augen. Niemand klatschte stürmisch Beifall wie bei un-

seren vorangegangenen Vorträgen. Still gingen wir auf unsere jüdischen Freunde zu und umarmten sie.

„So, nun habe ich noch eine Überraschung für euch!“, rief Tante Eva betont fröhlich, um die Stimmung nicht in völlige Traurigkeit abgleiten zu lassen. „Kommt mal mit ins Atelier!“ Staffelei und Stühle standen schon in Position.

„Nehmt Platz!“, forderte sie Familie Rosenholz auf. „Jetzt mache ich eine Kohlezeichnung von euch, ein Gruppenbild. Das ist nur für uns zum Andenken an euch“, gab sie vor und zwinkerte dabei mit verschmitztem Lächeln in unsere Richtung.

Onkel David nahm Daniel auf den Schoß und legte seinen Arm um Mirjams Schultern.

„Perfekt!“, lobte Tante Eva und begann mit ihrer Arbeit. Ihr Stift flog in Windeseile über das Papier, wobei sie immer wieder einen Blick auf ihre Modelle warf. Wir alle sahen gespannt zu und staunten, wie in wenigen Minuten ein wunderschönes Bild von den dreien entstand.

„Oh, das ist ja viel schöner als ein Foto!“, rief ich aus. „Tante Evi, du bist eine Künstlerin!“

„Aber natürlich bin ich das“, antwortete sie amüsiert und hob den Papierbogen von der Staffelei.

„So, nun packt das schön ein! Das ist eines Tages Gold wert, wenn ich berühmt geworden bin“, scherzte sie und reichte die Zeichnung Mirjam.

Familie Rosenholz betrachtete begeistert Tante Evas Kunstwerk.

„Eva, das ist wirklich großartig! Vielen Dank! Wir werden es in New York gleich rahmen lassen“, sagte Mirjam und küsste Tante Eva auf die Wange.

„So, los, wer ist der Nächste?“, rief Tante Eva, und während die einen Gäste für ihr Konterfei posierten oder gespannt

das Entstehen der Porträts beobachteten, räumten andere inzwischen den Kaffeetisch ab und spülten das Geschirr.

„Fertig!“ Sichtlich zufrieden mit ihrem Werk übergab sie Helma und Heinz ihre Zeichnung und schickte sich an, ihre Malutensilien zusammenzuräumen.

„Ach nein, Tante Evi! Bitte, bitte noch ein Bild von Dani und mir!“, bettelte ich und hielt ihre Hände fest.

„Aber Rosalie sei vernünftig, Tante Mirjam möchte gehen. Sie hat zu Hause noch viel zu tun“, gab Mutter zu bedenken.

Als Daniel in mein Bitten einstimmte, gaben Eva und Mirjam nach.

„Weißt du, Dani“, sagte Tante Eva, „ich werde von der Zeichnung eine Kopie machen. Du bekommst sie, sobald wir uns wiedersehen.“

Die Erwachsenen sahen sich gegenseitig bedeutungsvoll an. Es glaubte wohl keiner daran, dass dies in naher Zukunft geschehen würde.

„Oh, wie nett!“, rief Mutter, als sie das Werden unserer Zeichnung verfolgte. „Die beiden sehen fast aus, als wären sie Geschwister!“

Niemand von uns ahnte in diesem Augenblick, dass diese Beobachtung der Wahrheit in Kürze sehr nahekommen sollte. Glücklicherweise betrachtete ich unser Bild.

„Du musst es in deinem Zimmer aufhängen, Rosalie“, sagte Daniel, „dann wirst du mich bestimmt nicht vergessen!“

Obwohl ich mir vorgenommen hatte, ganz sicher nicht zu weinen, stürzten mir jetzt doch die Tränen aus den Augen, als ich meinen Freund umarmte.

„Aber, aber, ihr zwei!“, versuchte uns Onkel David zu trösten, „wenn der Krieg vorbei ist, werden uns alle Freunde bald besuchen können!“

Das konnte uns nicht beruhigen. Auch bei Daniel rollten nun die Tränen. Zu oft hatten wir schon erfahren, dass die Hoffnungen der Erwachsenen sich nicht bewahrheiteten. Zu weit entfernt war dieses „Bald“ für unsere Kinderherzen.

„Nun ist Schluss mit Abschiedsschmerz!“, befahl Onkel David. „Jetzt sputet euch, dass wir nach Hause kommen! Es ist schon halb sieben.“

Das war auch für die anderen Gäste ein Anstoß zum Aufbruch. Jeder rollte sein Porträt vorsichtig ein, fixierte die Rolle mit einem der dünnen Bänder, die Tante Eva austeilte, und die Frauen verstauten die Zeichnungen sorgfältig in ihren Taschen.

Alle bedankten sich bei Tante Eva herzlich für die überaus gelungene Nachmittagsgesellschaft, die uns in diesen tristen Kriegstagen den Alltag verschönt hatte. Als die allerletzten tränenreichen Umarmungen kein Ende nehmen wollten, musste Onkel David noch einmal energisch eingreifen; er schob seine Familie kurzerhand zur Wohnungstür hinaus.

Tante Eva wollte das Wochenende bei uns verbringen, daher half meine Mutter ihr beim Aufräumen. Ich übernahm wie immer die Aufgabe, unsere Spielutensilien wieder ordentlich im Wohnzimmerschrank zu verstauen, während Oma Franzi und Lisa sich mit Helga gleich auf den Heimweg begaben, um die Kleine ins Bett zu bringen.

16. Daniels Flucht

„Seht nur, wie schwarz der Himmel geworden ist! Gleich gibt es ein gehöriges Donnerwetter“, prophezeite Tante Eva und deutete auf den Wald, der an das Ufer des Dutzendteichs grenzte.

Über den Bäumen zuckten schon die ersten Blitze und warfen ihr glitzerndes Spiegelbild auf die Wasseroberfläche. Während unseres eiligen Fußmarsches nach Hause ließen wir den schönen und doch schmerzlichen Abschiedsnachmittag mit Familie Rosenholz noch einmal Revue passieren. Dabei entging uns, dass sich gewaltige Wolken über den Himmel geschoben hatten und bereits ein heftiger Wind die Baumkronen schüttelte.

„Jetzt ist es erst acht Uhr und schon fast stockdunkel wie die Nacht. Wir hätten doch früher aufbrechen sollen. Oma Franzi wird sich Sorgen machen!“

„Du hast recht! Eigentlich hätten wir nach solch einem heißen Tag wie heute mit einem Gewitter rechnen müssen“, erwiderte Mutter, „aber nun sind wir ja gleich da. Wir schaffen es noch, trocken heimzukommen.“

Sie und Tante Eva beeilten sich und gingen schneller. Ich hüpfte einige Schritte voraus. Als ich in unsere Straße einbog, blieb mir vor Schreck der Atem weg. „Schau, Mutti, bei Familie Rosenholz brennen überall die Lampen! Sie haben vergessen, die Fensterläden zu schließen.“

Ich lief los, um zu erkunden, was das zu bedeuten hatte. Mutter holte mich ein und hielt mich fest.

„Vorsicht, Rosalie!“, flüsterte sie. „Da muss etwas passiert sein! Sieh doch, es stehen Polizeiautos vor dem Haus!“

Eva und meine Mutter warfen sich entsetzte Blicke zu. Energisch drängte meine Mutter mich nahe an die Hecke heran, die unser Grundstück umgab, und in geduckter Haltung schlichen wir im Schutz der Dunkelheit entlang der Umzäunung in den Garten. Wir verbargen uns sogleich hinter dem dichten Gebüsch, das die Nachbargärten trennte, und Mutter deutete mit dem Zeigefinger auf dem Mund an, dass ich mich still verhalten solle. Licht im Hause Rosenholz, die Autos der Gestapo (Geheime Staatspolizei) vor ihrem Haus und das verstörte Verhalten der Frauen versetzten mich in Angst und Schrecken. Instinktiv begriff ich, dass sich gerade etwas Furchtbares bei Familie Rosenholz abspielen musste.

Plötzlich hörten wir lautes Gepolter, gebrüllte Befehle und gellende Schreie aus dem obersten Stockwerk. Inmitten des Tumults vernahmen wir deutlich Onkel Davids Stimme, die eindringlich einen Befehl auf Hebräisch rief. Wir verstanden zwar die Worte nicht, wussten aber, dass sie an seinen Sohn gerichtet waren, denn wir hörten dessen Kosenamen „Dinni“. Das Gepolter setzte sich im Treppenhaus nach unten fort, die Haustür wurde aufgerissen und ein Polizist schrie: „Nehmt erst mal dieses Pack mit! Sie haben auf dem Dachboden hinter einer doppelten Wand ein Versteck gebaut! Ihr dreckiger Judenbengel war nicht dabei; den finden wir schon noch.“

Die Scheinwerfer der Autos leuchteten auf und wir konnten zwischen auseinandergehaltenen Zweigen der Thujahecke beobachten, wie mehrere Polizisten David und Mirjam aus dem Haus zerrten, sie unsanft auf die Rücksitze des ersten Wagens stießen und die Türen zuschlugen. Zwei der Poli-

zisten schwangen sich auf die Vordersitze und der schwarze Mercedes brauste mit aufheulendem Motor davon.

Die beiden zurückgebliebenen Männer stellten sich in den überdachten Bereich der Haustür. „Wo kann sich der Kerl bloß versteckt haben? Wir haben die Wohnung, den Keller und den Dachboden jetzt zweimal gründlich durchsucht. Durch die Dachluken kann er nicht gekrochen sein. Da kommt ja nicht mal 'ne Katze durch!“

Mutter und ich blickten uns vielsagend an. Wir wussten, dass Onkel David eine der Dachluken dermaßen präpariert hatte, dass das niedere Fenster zusammen mit dem Rahmen herausgenommen und wieder in die Maueröffnung gedrückt werden konnte. Daniel war also durch dieses Schlupfloch entkommen. Aber warum seine Eltern nicht?

„Na, irgendwo in der Nähe muss er ja sein. Da hilft nur noch die Spurensuch-Hundestaffel!“, ereiferte sich der Gestapo-Mann. „Heh, hast du vielleicht eine Zigarette?“

Sein Kamerad tastete seine Jacke ab und durchkramte seine Taschen. „Nee, ich bin auch blank!“

Da Mutters Hände auf meinen Schultern lagen, fühlte ich, wie sie bei dem Wort „Hundestaffel“ jäh zusammenzuckte. Sie flüsterte mir ins Ohr: „Lauf schnell zum Baumhaus! Ich erzähle dir später, was hier los ist.“

Dann ging sie zum Gartentor und trat auf die Straße. Sie nahm all ihren Mut zusammen und näherte sich den Polizisten. „Kann ich vielleicht aushelfen?“ Sie zog ein Päckchen Zigaretten aus ihrer Rocktasche.

„Was haben denn Sie hier zu suchen?“, schnauzte sie der größere der beiden Männer an.

Mutter holte tief Luft und ging gleich aufs Ganze: „Guten Abend, Herr Hauptwachtmeister! Wir sind froh, dass diese

lästige Judenfamilie endlich aus unserer Gegend verschwindet“, log sie. „Wir wohnen nämlich nebenan.“ Sie deutete auf unser Haus. „Ich habe kürzlich beim Einkaufen von jemandem gehört, dass die Familie Rosenholz jetzt auswandern darf.“

Offensichtlich hatte Mutter die richtige Dienstbezeichnung des Polizisten getroffen, denn er gab sich sofort leutseliger: „Ha, ha, ha, auswandern!“, lachte er hämisch, während er sich eine Zigarette anzündete. „Die werden sich wundern, wo sie landen! Jetzt müssen die Spurensuchhunde erst noch ihren Rotzlöffel aufstößern, dann ab in die spezielle ‚Sommerfrische‘, he, he, he!“

Sein raues, gemeines Gelächter jagte Mutter Schauer über den Rücken.

„Wann werden denn die Hunde gebracht? Morgen, wenn es wieder hell wird?“, fragte sie bewusst naiv.

„Na, Quatsch! Unsere Kollegen haben sie sofort angefordert. Sie müssen bald hier sein.“ Er warf einen besorgten Blick gegen den Himmel: „Hoffentlich hält sich der Regen noch zurück, sonst werden alle Spuren verwischt.“

„Oh, lieber Gott, lass es regnen, lass es schnell regnen!“, betete Mutter leise und inständig.

In diesem Augenblick platschten auch schon die ersten dicken Regentropfen auf das Pflaster und verdichteten sich schnell zu einem gewaltigen Platzregen, begleitet von immer schneller aufeinanderfolgenden Blitzen und Donnerschlägen.

„Verdammte Scheiße!“, schrie der Polizist wütend, „jetzt können die Hunde überhaupt nichts mehr ausrichten. Aber wir müssen trotzdem die anliegenden Gärten durchsuchen, ob der Kerl irgendwo einen trockenen Unterschlupf gefunden hat.“

„Während ihr das Haus durchsucht habt, habe ich auf der Rückseite den Garten und die Hecken zu den Nachbargärten beobachtet“, berichtete sein Kollege, „die Ratte muss irgendwo ein Loch erwischt haben und ist vielleicht schon längst zu einer anderen Judenfamilie gelaufen.“

„Ist doch klar, dass überall nachgeforscht wird“, antwortete der Hauptwachtmeister herablassend.

„Sie können ja mit dem Durchsuchen gleich in unserem Garten anfangen“, bot Mutter mutig an, in der Hoffnung, dass Daniel sich schnellstens im Baumhaus versteckt hatte, als er entkommen war. Außerdem nahm sie an, dass Davids hebräisch gerufener Befehl gleichen Inhalts gewesen sein musste.

„Ja, das werden wir auch gleich tun, und zwar mit einer Spurensuch-Hundestaffel. Wer sagt’s denn! Da kommt sie ja schon.“

Ein Wagen der Gestapo stoppte vor dem Haus. Ein Polizist im Kleppermantel und ein großer Deutscher Schäferhund sprangen heraus. „Ein Hund muss heute genügen!“, rief der Hundeführer. „Im Reich wurden die meisten Hundestaffeln zu den KZs beordert. Außerdem können bei dem starken Regen selbst hundert Hunde hier nichts ausrichten.“

Als wollte der Schäferhund diese Aussage bekräftigen, schüttelte er mit aller Kraft sein dichtes Fell.

„Wir können wenigstens bei den umliegenden Häusern die Kellereingänge und sonstige vor Regen geschützte Unterstände daraufhin überprüfen, ob der Kerl sich dort versteckt hält“, wandte der Hauptwachtmeister ein, „oder ...“ – sein Blick fiel auf unser kleines Gartenhaus, dessen Dach aus dem Gebüsch ragte – „in solchen Gartenlauben.“

Jetzt nahm bei Mutter die Angst wieder überhand, denn es war ihr bekannt, dass Daniel und ich uns manchmal spät am

Abend heimlich im Geräteschuppen trafen. Es könnten Gegenstände herumliegen, die das Interesse des Hundes erwecken würden. Ihr Herz pochte so stark, dass sie glaubte, jeder müsse es hören. Aber sie wusste, sie durfte jetzt keine Schwäche zeigen, um keinen Verdacht zu erregen und um künftig vor der Gestapo sicher zu sein.

„Gut, sehen wir doch gleich nach!“, forderte sie die Beamten auf.

Der Hauptwachtmeister griff hinter der Eingangstür nach einem bereitliegenden Kleidungsstück von Daniel und übergab es dem Hundeführer.

„Es wäre besser gewesen, ich hätte die Jacke selbst geholt“, wies dieser ihn zurecht, „je weniger Menschen ein persönliches Kleidungsstück in die Hand nehmen, desto günstiger für die Hundenase.“ Er hielt dem Hund die Jacke an die Schnauze: „Such, Karo, such!“ Der Hund schnupperte eifrig.

„Ihr bleibt hier!“, befahl der Hundeführer den Polizisten und durch ein Kopfnicken gab er Mutter zu verstehen, dass sie vorausgehen solle. Sie verließen das schützende Vordach der Haustür und eilten zu unserer Gartentür und durch den Garten zum Geräteschuppen. Ein Blick auf das Gebüsch, hinter dem wir uns versteckt hatten und wo wir Zeugen der Verhaftung des Ehepaars Rosenholz geworden waren, verriet Mutter, dass Tante Eva sich inzwischen andernorts aufhielt.

„Ah, der Schlüssel steckt ja!“, stellte Mutter verwundert fest.

Karo musste noch einmal ausgiebig an der Jacke schnuppern: „Such, Karo! Such!“

Der Hundeführer öffnete die Tür, um den Schäferhund in die Gartenlaube zu lassen. Ein starker Karbolgeruch schlug ihnen entgegen. Mit großer Erleichterung erinnerte sich Mut-

ter, dass Lisa hier die Farbe für den Gartenzaun gelagert hatte, um am nächsten Tag weiterzustreichen. Schnell zog Mutter einen der Regenumhänge vom Haken neben der Tür und warf ihn sich über Kopf und Schultern.

„Pah, hier stinkt’s doch! Da kann der Hund keinen Menschen wittern.“ Verärgert zog der Mann Karo aus der Laube und schlug die Tür zu. „Halt!“, er klopfte sich an die Stirn, „ich muss ja wenigstens nachsehen, ob jemand drin ist!“

Er öffnete nochmals die Tür und beleuchtete mit seiner Taschenlampe jeden Winkel im Häuschen vom Boden bis zur Decke, bis er überzeugt war, dass sich wirklich niemand in dem Raum verbarg. Jetzt bemerkte Mutter, dass das Fahrrad und der Anhänger fehlten, in dem Tante Evi meine kleine Schwester mitsamt allen Badeutensilien ab und zu ins Freibad fuhr. Die Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf, aber schnell fasste sie sich wieder.

„Wollen Sie Karo gleich rund ums Haus führen? Wir überprüfen zwar den Waschkücheneingang und alle Kellerfenster jeden Abend und ...“, sie zögerte ein wenig, „... ich wäre auch froh, wenn Sie gleich das Haus durchsuchen würden.“

Das war nun wirklich ein gewagtes Angebot. Daniel besuchte uns zwar schon seit längerer Zeit nicht mehr in unserem Haus, aber es bestand die Möglichkeit, dass wir nach einem Treffen in Tante Evas Wohnung versehentlich seine Spielkarten, seine Flöte, seinen Schal oder sonst eine Kleinigkeit mitgenommen hatten. Karos feine Nase konnte diese Sachen durchaus identifizieren.

Der Hundeführer überlegte kurz und schlug vor: „Jetzt sehen wir zuerst nach allen Fenstern und wenn sie gut verschlossen sind, ist eine Hausdurchsuchung nicht nötig. Der

Junge wird bestimmt eher bei einer jüdischen Familie Unterschlupf gesucht haben.“

Nach dem Kontrollgang trafen sich die Männer am Eingang des Hauses Rosenholz. „Das Gewitter ist zwar abgezogen, aber es ist sinnlos, den Hund nach diesem Platzregen weiter suchen zu lassen“, meinte der Hundeführer. „Wir ziehen jetzt auch ab, werden die Gegend aber morgen nochmals gründlich abgrasen.“

Mutter stieg die Eingangsstufen zur Haustür hoch und sah den Autos nach, wie sie am Ende der Straße abbogen und in der Dunkelheit verschwanden.

Während sie tief durchatmete und um Fassung rang, wurde die Haustür von innen aufgerissen und Oma Franzi zog sie in ihre Arme. Aufgeregt fragte sie Mutter aus, was sich denn in den vergangenen Stunden begeben habe und weshalb Eva nicht mit mir heimgekommen sei.

Oma Franzi begleitete Mutter mit einer Kerze ins Badezimmer. Während sie ihre feuchten Kleider auszog und sich mit Frotteetüchern warmrubbelte, erzählte sie von den aufregenden Ereignissen des Abends und von ihrer Vermutung, dass Eva den entkommenen Daniel und mich mit dem Fahrradanhänger vom Baumhaus abgeholt habe, um uns aus dieser Gegend wegzubringen.

Als Mutter „Lauf schnell zum Baumhaus!“ in mein Ohr geflüstert hatte, war mir sogleich klar gewesen, dass sie davon überzeugt war, Daniel habe sofort an unser geheimes Versteck gedacht, als er auf der Flucht war.

Während Mutter sich den Polizisten näherte und sie in ein Gespräch verwickelte, konnte ich mich vorsichtig bis zum Hinterausgang unseres Gartens schleichen, der in die Ufer-